

Ich wollte eigentlich nie zum Merkur

Eine sentimentale Reise

Regelmäßig gelesen habe ich den *Merkur* erst ab 1977, und das kam so: Ich war ein aufstrebender junger Germanist, der eigentlich nur noch schnell seine Dissertation über »Arno Schmidt und seine Leser« schreiben musste, sich dann habilitieren und bald darauf einen Ruf annehmen würde – doch bevor ich endgültig in den Zwängen einer akademischen Karriere gefangen sein sollte, wollte ich mir nach gut hanseatischer Art noch ein wenig den Wind um die Nase wehen lassen und, sozusagen, die rezeptionsästhetischen Hörner abstoßen. Und nun war ich also Lektor an der Staatlichen Universität Hiroshima, DAAD-Lektor obendrein, was mir das Privileg gab, über die Mittlerorganisation Inter Nacionales kostenlos zwei deutsche Publikationen zu abonnieren und per Luftpost zuschicken zu lassen. Ich wählte, nicht sehr originell, als wöchentliche Liebesgabe aus der alten Heimat die *Zeit* und zur monatlichen Erbauung eben den *Merkur*.

Ich kannte die Zeitschrift aus meinem Studium, hatte sie immer wieder einmal im Lesesaal durchgeblättert und mich dann doch festgelesen, eher misstrauisch und unter dem Motto: Man muss seine Gegner kennen. *Kursbuch*, *Frankfurter Hefte*, für die Hartgesottenen *Das Argument* oder *Prokla*: Das waren die Blätter, die den Weg wiesen und wussten, was ein um das richtige Klassenbewusstsein ringender kleinbürgerlicher Student brauchte, um demaleinst ein zuverlässiger Bündnispartner des Proletariats und gefestigter linker Intellektueller zu werden.

Der *Merkur* also. Die Autoren – linke, liberale, konservative – waren klug und nicht selten provozierend gebildet, konnten auch, was mir besonders schmerzhaft auffiel, besser schreiben, eleganter, sarkastischer als die verdienten Genossen im Bergwerk der *Prokla*. Doch war Besser-Schreiben nicht sowieso eine bourgeoise Marotte und wurde in unserer spätkapitalistischen, dem verdienten Untergang geweihten Welt naturgemäß überschätzt? Ich war jedenfalls entschlossen, die Augen offenzuhalten und diesen Elégants, die in schöner Verpackung falsches Bewusstsein verbreiten wollten, unnach-sichtig auf die manikürten Finger zu schauen.

In meiner Japanzeit wurde ich also ein echter Leser des *Merkur*. Und dort schrieben eben regelmäßig auch Heroen des eigenen Denkens wie Jean Améry und Jürgen Habermas, aufreizend scharfsinnige Konservative oder jedenfalls Nichtlinke wie Karl Heinz Bohrer und Hermann Lübbe, und schließlich zwei jüngere Intellektuelle, die ich während meines Studiums kennengelernt und mit denen ich mich sogar angefreundet hatte: Jörg Drews und Michael Rutschky.

Ade, mein liebes Japan – nach drei Jahren bin ich wieder in Berlin, jetzt muss endlich die lange begrübelte Dissertation ernsthaft begonnen und zü-

gig abgeschlossen werden. Und gerade als ich anfangen will, klopft es an der Tür und Michael Rutschky, der ein eher freudloses Jahr als *Merkur*-Redakteur verbracht hat, erzählt mir, dass er Hans Magnus Enzensbergers Angebot annehmen und zu *Transatlantik*, dem deutschen *New Yorker*, wechseln werde. Und deshalb solle ich mich auf seine Stelle beim *Merkur* bewerben.

Ich? Wieso ich? Ich habe doch bisher so gut wie nichts veröffentlicht und vom Redakteursberuf keine Ahnung. Und außerdem: die Dissertation! Und ich habe auch gerade meine Freundin gezwungen beziehungsweise überredet, ihre Wohnung aufzugeben und bei mir einzuziehen ... Doch unter den höhnischen («Feigling») und lockenden («Du kannst das, das kann jeder!») Reden des körperlich kleinen, aber intellektuell furchteinflößenden Rutschky werde ich weich und denke: Schaden kann's ja nichts; der Flug nach München wird bezahlt, und in jedem Fall wird es eine Erfahrung sein, die dich stählen wird, sollte es mit der Professur nicht sofort klappen und müsstest du auf deiner Lebensbahn noch weitere Vorstellungsgespräche führen.

Vom Treffen mit dem Herausgeber Hans Schwab-Felisch erinnere ich nur, dass er mich freundlich und ein bisschen brummig nach allem Möglichen fragte, meine zarten Hinweise, von Zeitschriften und ihrem Redigieren wenig Ahnung zu haben, als unwichtig abtat und sich erstaunt zeigte, wie gut ich mich in den letzten drei Jahrgängen seiner Zeitschrift auskannte. Erleichtert kehrte ich nach Berlin zurück: In Bewerbung war ich gut! Und gerade wollte ich mit meiner Dissertation anfangen, als es wieder an der Tür klopfte und ich den Brief bekam, in dem Schwab-Felisch mir den Redakteursposten anbot. Nun war Holland in Not, damit hatte ich wirklich nicht gerechnet! Und eigentlich wollte ich ja auch gar nicht zum *Merkur*! Doch schlagartig war mir klar, dass hier das Schicksal selbst angeklopft hatte, quasi ein Gottesurteil, dem ich mich nicht entziehen durfte. Dies war das Angebot, das ich nicht ablehnen konnte, selbst meiner Liebsten zuliebe nicht. Ich wusste sofort, würde ich auf diese Chance verzichten und ihretwegen in Berlin bleiben, könnte ich ihr das nie verzeihen. So begab ich mich also nach München und begann meine Tätigkeit beim *Merkur* am 3. Juni 1980 mit einem Liebesverrat.

Hans Schwab-Felisch war 1979 Herausgeber des *Merkur* geworden, als Nachfolger des Gründers Hans Paeschke: für fünf Jahre, sein Vertrag laufe 1983 aus, dann sei auch für mich Schluss; der designierte Nachfolger heiße Karl Heinz Bohrer.

Schwab-Felisch war Journalist, sozialliberales Urgestein der Bundesrepublik, in den fünfziger Jahren Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, dann Kulturchef beim WDR, Generalsekretär des PEN – er kannte Gott und die Welt, war geschätzt und anerkannt, gerade weil er ein zurückhaltender Mensch war, der sich nicht in den Vordergrund drängte und es verständlicherweise nicht leiden konnte, wenn man das für seine Schwäche hielt. Schwab-Felisch war ein echter Zeitungsmann, die Grundregeln meiner Redakteursarbeit konnte ich bei keinem Besseren lernen: Er gab mir ein Manuskript, das sollte ich satzfertig machen, dann gingen wir es gemeinsam

durch, und wenn ich heute als einer der weltbesten Redigierer gelte, dann hat Schwab-Felisch daran seinen Anteil.

Schwab nahm seine beiden Redakteure ernst, Marianne Katz' und meine Kommentare zu den Manuskripten wurden ausgiebig diskutiert, und gelegentlich, wenn wir einer Meinung waren, was nicht so häufig vorkam, ließ er uns den Willen, selbst wenn er nicht recht überzeugt war. Meine Aufgaben waren: Manuskripte beurteilen – drei bis vier pro Tag erhielten wir »unverlangt zugesandt«; angenommene Manuskripte redigieren; neue Autoren, jüngere und schärfere, gewinnen. Alle drei Tätigkeiten erschienen mir reizvoll, am meisten aber freute ich mich darauf, Autoren, deren Texte ich gelesen und bewundert hatte, nun aufzusuchen, kennenzulernen, um Mitarbeit an meiner Zeitschrift zu bitten. Und alle wollten mich treffen und ließen sich gerne zum Essen einladen. Von meinem jugendlichen Enthusiasmus angesteckt, versprachen sie dann auch zumeist, dem *Merkur* ein Manuskript anzubieten, »bei Gelegenheit«.

In Wirklichkeit ist aus solchen Gesprächen und Verabredungen nie sehr viel herausgekommen, ich merkte bald, dass Autoren in der Tat noch problematischer sind als der Rest der Menschheit – recht eigentlich besehen wird man nicht zuletzt Autor, um endlich ungestraft egozentrisch und rücksichtslos sein zu können. Doch das tat anfangs meiner Freude, als kleiner, aber geachteter Fisch im Teich des Kultur- und Wissenschaftsbetriebs mitzuschwimmen, keinen Abbruch. Echte Schriftsteller! Konkrete Poeten! Kritische Theoretiker! Subversive Literaturwissenschaftler! Materialistische Soziologen! Marxistische Strukturalisten! Es war eine Lust zu leben und die bislang aus der Ferne verehrten Heroen des Geistes und der Sprache nun aus der Nähe zu betrachten. Ich wollte unbedingt diesem Kreis edler Menschen angehören, das war meine »Gesellschaft vom Turm« – und ich musste nun schmerzlich erfahren: Je mehr man einen Autor bewundert, umso frustrierender ist es, ihm nahezukommen. Es gibt Ausnahmen, die schönste in meinem *Merkur*-Leben war Robert Gernhardt: ein wahrer Dichter, Schriftsteller, Künstler – und trotzdem ein reizender, liebenswürdiger Mensch, den man sehr gerne zu sich nach Hause einladen und mit Spargel und Sancerre traktieren konnte. Merke: Geschätzte Autoren soll man lesen, aber nicht berühren.

Mit Schwab kam ich gut zurecht. Wenn ich ihm erklärte, warum gegen strukturelle Gewalt nur reale Gewalt hülfe, hörte er mir in einer Mischung aus Bekümmernis und Amüsement zu. Über Kreuz gerieten wir nur, wenn ich bei manchen der von ihm angenommenen Manuskripte keine Ruhe gab und weiterkrittelte, auch beim Redigieren noch daran mein Mütchen kühlen wollte: »Dem werde ich es zeigen, der wird seinen eigenen Text nicht mehr erkennen.« Es waren vor allem Beiträge von Schwabs ehemaligen Rundfunkkollegen, die mich aufbrachten: Sie basierten auf netten »Gedanken zur Zeit«, nachdenklichen Radiofeuilletons (gegen die zunehmende Technisierung unserer Lebenswelt), einem anderthalbstündigen Feature über einen bedeutenden griechischen Dichter – das mochte ja alles gut und richtig sein im Rundfunk, wenn man es so weghörte beim Zwiebelschneiden in der Kü-

che, aber hier, gedruckt im *Merkur*, roch es nach abgestandener Luft, und auch durch Streichungen und Straffungen wurde es nicht viel besser. Wahrscheinlich hatte ich manchmal mit meiner ungnädigen Einschätzung sogar recht, und vielleicht war Schwab gelegentlich insgeheim meiner Meinung, aber das waren eben Manuskripte von alten Kollegen, von Freunden, die er nicht kränken wollte.

Damals hatte ich überhaupt kein Verständnis für diese Zwänge, unter denen Schwab stand; ich war jung und selbstgerecht, rigoros und unbestechlich – und konnte das auch leicht sein: Niemand hätte mich bestechen wollen! Wenn in meinem Freundeskreis am *Merkur* herumgenörgelt wurde, konnte ich immer wahrheitsgemäß behaupten, dass dieses Manuskript, wenn ich etwas zu sagen gehabt hätte, niemals veröffentlicht worden wäre; beziehungsweise dass der Herausgeber, wäre er nicht so verblendet gewesen, einen großartigen Essay, den ich akquiriert hatte, niemals hätte ablehnen dürfen. – Ich hatte es als Herausgeber dann leichter, mich vor dem Abrutschen in bloße Freundschaftsdienste zu schützen: Einem Freund gegenüber konnte ich die Ablehnung seines Manuskriptes immer Karl Heinz Bohrer in die Schuhe schieben, und Bohrer machte es genauso mit mir.

Im Dezemberheft 1978 hatte Hans Paeschke Abschied vom *Merkur* genommen, *Kann keine Trauer sein* war der Titel des langen, schönen und melancholischen Essays, eine Bilanz seiner zweiunddreißig Jahre Herausgeberschaft. Aber er schaffte es nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten, er trauerte erkennbar, und so kam er oft mehrmals pro Woche in die Redaktion, um jovial nach dem Rechten zu sehen und mit Schwab die Weltläufte zu besprechen und zu überlegen, ob und wie der *Merkur* darauf reagieren sollte. Sogar einem geduldigen Menschen wie Schwab-Felisch musste das irgendwann sehr auf die Nerven gehen, und so ergab es sich, dass Paeschke nach der offiziellen Kurzaudienz beim Herausgeber in mein Zimmer kam und nun also mich von der Arbeit abhielt. Ich liebte das! Denn Paeschke steckte nicht nur voller Geschichten und Kenntnisse und Weisheiten, er war auch eine hochinteressante Figur und sah eindrucksvoll aus: groß, schlank, weißhaarig, scharf geschnittenes Gesicht, blitzende blaue Augen, knarrende, vom Cognac gegerbte Stimme, kettenrauchend – eine Mischung aus Luis Trenker und Peter van Eyck, und es erschien sofort plausibel, dass die Gerüchte über ihn als »homme à femmes« keine reine Erfindung waren.

Im Laufe der Zeit freundeten wir uns regelrecht an, Paeschke unterließ es auch, die Redaktion wöchentlich heimzusuchen, stattdessen kam er regelmäßig in mein kleines Appartement, große Mengen Rotwein und Knabberzeug (»Fischli«) wurden verteilt, und dann erzählte er nicht nur die aller tollsten und allergeheimsten *Merkur*-Geschichten, sondern auch aus der grauen Vorzeit.

Hans Paeschke, geboren 1911 in Berlin, war wohl ein eher unordentlicher Student gewesen, aber in Genf und Paris hatte er immerhin ausgezeichnet Französisch gelernt, Mitte der dreißiger Jahre dann erkennbar zu publizieren begonnen: Filmkritiken, Rezensionen, Essays. »1939–44 war er Chefredak-

teur der von Peter Suhrkamp herausgegebenen Zeitschrift *Die Neue Rundschau*, 1942–45 hatte er als Mitglied der deutschen Spionageabwehr auch Beziehungen zur Résistance«, verzeichnet die *Deutsche Biographie*. »Ich war Canaris-Mann«, pflegte Paeschke zu später Stunde stolz zu verkünden, was zum einen bedeuten sollte, dass er antinazi gewesen war – warum sonst hätte ihm die französische Besatzungsbehörde 1947 in Baden-Baden die Lizenz für den *Merkur* geben sollen? Zum anderen markierte das den Beginn abenteuerlicher Geschichten: Wie er, getarnt als schwedischer Graf Wallerström (oder so ähnlich), in den Spielcasinos von Nizza und Monte Carlo verkehrt und mit Diplomaten und anderem zwielichtigen Volk Kontakte geknüpft hatte – was Spione eben so tun. Dass er verrückt genug war, sich dort in eine russische Emigrantin zu verlieben, aus feinstem Adel, was ihm eine Strafversetzung an die Ostfront einbrachte, ist freilich dokumentiert; und er hat die bezaubernde Thais von Falz-Fein 1946 dann auch geheiratet. Noch vierzig Jahre später war ich von ihr, einer echten Nabokov-Figur (»Aber mit Vladimir Nabokov bin ich doch verwandt!«), hingerissen.

Paeschke hatte, mit anderen Worten, etwas von einem Hochstapler. Ich sage das mit allem Respekt und könnte es sogar zur These ausbauen, dass ein Zeitschriftengründer, ein Zeitschriftenherausgeber, der seine eigenen Geschichten – worunter wahre, ausgeschmückte und schlicht lügenhafte Geschichten einen harmonischen Dreiklang ergeben sollten – nicht glaubt, sich einen anderen Beruf suchen müsste. Paeschke war ein Enthusiast, und er glaubte ersichtlich daran, wenn er mit rotweinflechter Leidenschaft Erinnerungen an den Krieg und den *Merkur* der frühen Jahre erzählte, von Benn und Adorno, Hannah Arendt und Margret Boveri. Das war großartig und auch komisch, als wäre Mynheer Peeperkorn zurückgekehrt. Und wer solche Kennzeichnung für despektierlich hält, sollte bedenken, dass eben Peeperkorn den Preis bekommt, die schöne Russin Clawdia Chauchat.

Als er in mir den echten »Merkurianer«, das war seine höchste Auszeichnung, erkannt hatte, verzichtete Paeschke auch auf seine habituelle Geheimniskrämerei und gab mir Artikel aus den Jahren des Dritten Reichs zu lesen, in denen er in der Tat häufig genug Anbiederung bei den Nazis in einer Mischung aus Dreistigkeit und Naivität zu vermeiden gewusst hatte. Noch wichtiger für mich und meine Arbeit war es jedoch, dass er mir einige seiner Briefe an enge Mitarbeiter der Zeitschrift zeigte, wohl um mich zu lehren, wie man es richtig macht. Auf vier, fünf engzeilig getippten Seiten erklärte er dem in Aussicht genommenen Autor nicht nur das Thema, sondern gab ihm auch bis ins Detail vor, was man vernünftigerweise dazu sagen sollte. Im Ton war das äußerst höflich, als Anregung oder in Frageform vorgetragen, in der Sache aber knallhart. Wenn ein Autor sich darauf einließ, in seinem Manuskript jedoch in einigen Punkten von der Paeschkeschen Leitlinie abwich, konnte es passieren, dass zwischen Herausgeber und Autor noch anhand der Druckfahnen die Debatte fortgesetzt wurde.

Mir war schnell klar: So wollte ich es nie machen. Im Gegenteil. Ein Autor, der sich vorschreiben lässt, was er zu schreiben hat, ist ein schwacher Autor. Ich will aber gute, starke Autoren im *Merkur* lesen. Ich will jedoch auch

nicht, dass Autoren, und seien es die wichtigsten der Zeitschrift, bei uns ihre Idiosynkrasien ausbreiten. Bei Verabredungen über strategisch wichtige Themen muss es vorher eine informelle Verständigung darüber geben, was die große Linie ist, aber mehr nicht – und dann Gott befehlen.

So wie Paeschke den Merkur gemacht hatte und auch Schwab ihn noch machte – viele Beiträge bei relativ wenigen Autoren, dem engeren Zirkel, zu bestellen –, das leuchtete mir nicht ein, das hielt ich für überholt. Es mochte ja sein, dass dieses Verfahren einmal funktioniert hatte und Gesamtbildungsathleten zu allem und jedem eine interessante Glosse, einen nachdenklichen Essay verfassen konnten – mittlerweile schien mir das dilettantisch, es förderte ein klebriges Buddytum und gab manchen Beiträgen etwas schlecht Amateurhaftes: Weiß der Autor eigentlich viel über das Thema, fragte ich mich gelegentlich, oder nimmt er nur den Mund recht voll?

Meine Idee war jedenfalls: Es muss im Heft nicht immer das stehen, was ich für richtig halte; es soll dort auch nicht immer unbedingt das stehen, was ich für falsch halte. Bei wichtigen Themen, bei Themen, die dich stark interessieren oder die dir gar heilig sind, musst du vorab klären, was der Autor ungefähr zu schreiben gedenkt. Wenn es dir nicht gefällt, lass es bleiben. Ansonsten sollen die Autoren schreiben, was sie wollen – das tun sie sowieso –, es muss nur gut gedacht und formuliert sein, und wenn es dir inhaltlich widerstrebt, musst du immerhin Mühe haben, schnell das Gegenargument aufzubieten. Autoren, die etwas taugen, lassen sich nichts vorschreiben, man kann sie allenfalls an einer sehr langen Leine führen.

Habe ich das tatsächlich damals schon gedacht, als Schwab-Felisch Herausgeber und ich sein getreuer Redakteur war? Eigentlich sind das Herausgebergedanken, und Herausgeber des *Merkur*, das war klar, könnte ich nie werden, wollte ich ja auch gar nicht werden, in einem halben Jahr lief mein Vertrag sowieso aus, dann würde Karl Heinz Bohrer mit seinen eigenen Leuten die Zeitschrift übernehmen.

Überraschenderweise bat mich Bohrer nach Bielefeld, wo er mittlerweile den Ruf auf eine Professur für Literaturgeschichte angenommen hatte. Seine Habilschrift *Die Ästhetik des Schreckens* hatte ich gelesen, sie hatte mir einen starken Eindruck gemacht – doch warum musste er seine originellen, weitreichenden Überlegungen und Thesen ausgerechnet am Werk Ernst Jüngers entwickeln? Und außerdem hatte er in seinen letzten Monaten bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* einen skandalösen Artikel verfasst, in dem er die englische Position im Falklandkrieg verteidigt, ja besungen und den wackeren deutschen Pazifismus verhöhnt hatte. Sogar Ralf Dahrendorf, auch er ein wichtiger Autor des *Merkur* und sicherlich kein pazifistisches Mainzelmännchen, hatte Bohrer dafür gerügt. Innerlich bewaffnet machte ich mich auf den Weg.

Ähnlich misstrauisch begegnete mir der großgewachsene, etwas düstere, unpassenderweise in leicht rheinischer Tonlage sprechende Schreckensmann der Ästhetik – doch nach kurzem Abtasten stellten wir beide verwundert fest, dass es ziemlich viele Gemeinsamkeiten gab, gar nicht wenige Themen,

bei denen wir, trotz politischer Grunddifferenz, übereinstimmten. Wichtiger war vielleicht noch, dass wir uns in unseren Abneigungen trafen und dieselben Autoren verabscheuten, sowohl im Bereich von Literatur und Publizistik wie im Bereich von Wissenschaft und Theorie. An zu vielen unüberbrückbaren Gegensätzen würde eine Zusammenarbeit jedenfalls nicht scheitern, allenfalls an seelischer Grausamkeit.

Um es kurz zu machen: Bohrer bot mir an, als Redakteur beim *Merkur* zu bleiben, und da ich die Arbeit mittlerweile liebte und mir kaum etwas Interessanteres vorstellen konnte – meiner Dissertation würde eine weitere Verzögerung kaum schaden, sie war ja daran gewöhnt –, sagte ich zu. Und weil Bohrer nur alle fünf, sechs Wochen zur Redaktionskonferenz nach München kam, war meine Stellung als eine Art Chefredakteur wichtiger als zuvor bei Schwab-Felisch.

Bohrer war ganz anders als sein Vorgänger. Er war zwar lange bei der Zeitung gewesen, aber keineswegs ein Zeitungsmann. In seinem Habitus, in seiner Attitüde glich er auch weniger einem deutschen Professor als dem Bild eines romantischen Künstlers, kreativ, brillant, erratisch. Von großer, manchmal bezaubernder Emotionalität, dann wieder schroff, abweisend. Dass wir in den ersten Jahren unserer Zusammenarbeit Freunde geworden waren und uns nicht nur in der Redaktion, sondern auch privat häufig trafen, ist das eine; dass es Krisen und wütende Zusammenstöße gab, ist das andere. Eine Ehe wäre an der Intensität solcher Krisen zerbrochen – aber wir hatten etwas, was uns zusammenhielt, ein gemeinsames Projekt: den *Merkur*. Keiner konnte ihn ohne den anderen machen, das wusste Bohrer, das wusste ich. Wir mussten uns also immer wieder zusammenraufen. Dass uns dies ein Vierteljahrhundert lang gelungen ist, bleibt mir verwunderlich.

Bohrer hätte gerne einen dezidiert ästhetischen *Merkur* gemacht, mit dem *Athenäum* als Vorbild. Dagegen war eigentlich nichts einzuwenden, aber ich war mir sicher, dass der *Merkur* mit solch einem Programm etwa so lange wie die Schlegel-Zeitschrift existieren würde: zwei Jahre. Unser Kompromiss war einfach und sah so aus: abwechselnd Hefte mit ästhetisch-philosophischem und politisch-soziologischem Schwerpunkt zu machen. Das war die pragmatische Lösung einer Differenz mit dem Ziel, Konflikte zwischen Bohrer und mir zu entschärfen oder sogar fruchtbar werden zu lassen. Aber es war etwas wenig, um eine Kulturzeitschrift zu edieren und sie konzeptionell neu zu gestalten.

Meine Vorstellung war: Der *Merkur* sollte keine Zeitschrift sein, die irgendeine Klientel bedient, eine hauseigene Ideologie vertritt oder bloß den Ansichten ihres Herausgebers folgt, sondern eine Instanz, in der die Öffentlichkeit und ihr Kulturwandel, das geistige Leben der Republik, sozusagen selber vor Gericht steht, Monat für Monat. Schluss mit dem kulturfrommen Getue der Feuilletons nach dem Motto »Erst sterben die Hörspiele, dann sterben die Wale«. Sondern wie es im Westen heißt: »Macht ihm einen fairen Prozess, und dann hängt ihn auf.« Hier sollten nicht nur zehn, zwölf irgendwie lesenswerte Beiträge zusammengebunden werden als eine Art höheres *Reader's Digest* für Leute mit Großem Latinum. Sondern der *Merkur* soll-

te als kleine, feine, allseits respektierte Zeitschrift eine Ansage geben von freien Geistern, unberührt von kommerziellen Interessen oder politischen Loyalitäten, auch keinen Eliten verpflichtet, weder der protestantischen Kulturmafia noch dem linksliberalen Gesamtfeuilleton, sondern der Devise folgen »Den Rechten ein Ärgernis, den Linken ein Juckpulver«. Und deshalb war es zuallererst notwendig, aus der tendenziellen Willkürherrschaft des Herausgebers so etwas wie eine konstitutionelle Monarchie zu machen mit Verfassung, Gewaltenteilung, Rechtsstaat.

Mag gut sein, dass ich es mir im Rückblick schönrede und diese konzeptionellen, den *Merkur* reformierenden Überlegungen nur die hehre Lesart eines ganz normalen Kampfes zwischen einem (eigentlich) allmächtigen Kalifen und einem ehrgeizigen Großwesir waren – richtig bleibt doch, dass vieles, was ich in den späten achtziger Jahren mit und gelegentlich auch gegen Bohrer im *Merkur* anzettelte, weniger der Versuch war, meine Ansichten über Gott und die Welt durchzusetzen, sondern ich hoffte, den *Merkur* als ein Projekt zu etablieren, das aus einer inneren Logik heraus seinen Weg finden würde: freier, unabhängiger, origineller, weniger verharzt und kumpelhaft zu sein als die anderen Zeitschriften und auch die großen Zeitungen, die selbstgefällig ihre ewigen Wahrheiten verkündeten.

Dass einem Herausgeber wie Bohrer, der dem Benjaminschen Motto »Immer radikal, niemals konsequent« Leben verlieh, solch ein Programm des Risikos, der Überraschung und der Distanz gefiel, liegt auf der Hand. Aber sollte es nicht als bloßer Anspruch und Distinktionsgewinnerei erscheinen, war es gleichzeitig notwendig, höchsten Standards an Seriosität und Zuverlässigkeit zu genügen. In dieser konzeptionellen Perspektive war es auch unbedingt nötig, jede Form von Nepotismus und Klientelismus zu meiden. Die Freundschaftsdienste, die dem *Merkur*, ja dem Typus Kulturzeitschrift immer etwas Sektierisches und Herrenclubartiges gegeben hatten, waren in meinen Augen die größte Schwäche und Gefahr. Und deshalb wurde es immer wichtiger, nicht nur stolz zu sein darauf, was im Heft stand, welche epochalen Essays wir wieder einmal versammelt hatten, sondern darauf, was alles *nicht* im Heft stand: welche Manuskripte wir abgelehnt hatten, auch von prominenten Autoren, mit welchen akademischen Berühmtheiten wir keine Zusammenarbeit pflegen und mit welchen gerade angesagten Themen wir uns ostentativ nicht beschäftigen wollten.

Die Kolumnen beispielsweise waren solch ein Versuch, nicht nur die Zufälligkeit einer Handvoll Rezensionen pro Monat zu überspielen, sondern Strukturen zu schaffen, in denen die Kontinuität und Zuverlässigkeit des Blattes und der dort vertretenen Ansichten manifest wurden: Renommierete Gelehrte sollten über zwei, drei Jahre in sechsmonatigem Rhythmus unserem Publikum darlegen, was in ihrem jeweiligen Fachgebiet an interessanten Büchern und Themen diskutiert wurde – interessant eben nicht nur für die »scientific community«, sondern anregend für hochgebildete, nervöse Leser. Oder die regelmäßige Übernahme von Essays aus Zeitschriften wie der *New York Review of Books*, dem *Times Literary Supplement*, *The New Republic*, *Dissent*, in denen weltberühmte Autoren wichtige Themen und Bücher vor-

stellten mit einer Leichtigkeit und einem Witz, von dem deutsche Professoren nur träumen konnten. Es ist mir bis heute schleierhaft, warum die anderen Zeitschriften und auch die großen Zeitungen an diesen Schätzen achtlos vorübergingen. War diese Abstinenz ihrer Arroganz – »Das machen wir selber, dazu brauchen wir keine Außenstehenden« – oder ihrer Ignoranz geschuldet? In den neunziger Jahren hatte der *Merkur* jedenfalls fast ein Monopol auf die Übersetzungen der bedeutendsten Essays aus den Vereinigten Staaten.

Aus diesen Grundüberlegungen ergab sich auch, dass wir nicht mehr einem guten Dutzend der mit der Zeitschrift eng verbundenen Autoren in jedem zweiten Heft Gelegenheit gaben, sich zu Themen zu äußern, bei denen sie nicht unbedingt kompetent waren, zu denen sie aber eine dezidierte Ansicht vertraten: Auch im *Merkur* begann in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Götterdämmerung des meinungsfreudigen Gesamtintellektuellen. Dass bei uns Kompetenz des Autors wichtiger war als Prominenz, sprach sich schnell herum: Noch nie hatten wir so viele Zusendungen erhalten, und mittlerweile waren in fast jedem unserer Hefte Beiträge von Autoren zu lesen, von denen die Welt bislang noch nichts gehört hatte.

Was gleichzeitig bedeutete, dass noch intensiver redigiert werden musste als zuvor. Es war nicht so selten, dass ich ein Manuskript um ein Drittel oder gar die Hälfte kürzte, von der stilistischen Überarbeitung zu schweigen, bis es uns druckbar erschien. Erstaunlicherweise führte das so gut wie nie zu andauernden Verstimmungen, manchmal kamen die Korrekturfahnen zurück mit dem leicht säuerlichen Vermerk des Autors, nach dem ersten Schock habe er bemerkt, dass der Text immer noch funktioniere, vielleicht sogar eine Winzigkeit besser geworden sei. Da ich weiß, wie empfindlich Autoren auf Eingriffe in den Text reagieren, habe ich mich über solches Lob immer sehr gefreut.

Dass der *Merkur* in den letzten dreißig Jahren die am besten redigierte deutsche Zeitschrift gewesen ist, dass die meisten unserer Hefte keinen einzigen Druckfehler enthalten, dass Namen richtig geschrieben werden und Jahreszahlen stimmen, dass diese Zeitschrift also auch mit großem handwerklichen Aufwand, sozusagen handpoliert, hergestellt wird, ist übrigens nicht ein einziges Mal in den Kommentaren zu unserer Arbeit erwähnt worden. Dies scheint mir symptomatisch für den Kulturbetrieb, dem ich einst doch so gerne angehören wollte: Man beschwört in Feuilletonistenmanier den allgemeinen Werteverfall und übersieht gleichzeitig großzügig, dass es doch einige Gerechte gibt, die sich anstrengen, ihr Handwerk beherrschen und Arbeitsstolz besitzen. Das ist keine Kleinigkeit, fürchte ich, sondern diese Wurschtigkeit ist Ausdruck einer intellektuellen Nachlässigkeit, die im Geistesleben erstaunlich verbreitet ist: Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich habe einige tausend Manuskripte redigiert und so die Schlampigkeit vieler Autoren aus nächster Nähe erleben dürfen. Wenn Bäcker oder Kfz-Mechaniker so fehlerhaft arbeiten würden wie nicht wenige Angehörige des Kultur- und Wissenschaftsbetriebs, säßen sie hoffentlich im Gefängnis.

1989 wurde auch für den *Merkur* zum Jahr der Wende. Plötzlich waren nicht nur Bohrer und ich einer Meinung, sondern gemeinsam uneins mit einigen unserer wichtigsten Autoren. Jürgen Habermas, in dem ich einen Spiritus rector der Zeitschrift gesehen hatte, teilte mir telefonisch mit, dass er nach dem jüngsten Essay Bohrers zur Wiedervereinigung wohl nicht mehr für den *Merkur* schreiben könne. Dass der Artikel in der *FAZ* erschienen war und nicht im *Merkur*, focht den Champion des herrschaftsfreien Diskurses nicht weiter an.

Mich jedenfalls brachte es sehr ins Grübeln, dass die Weltgeschichte einem dezidierten Nichtlinken wie Bohrer so ostentativ Recht gegeben hatte, und verwundert erlebte ich, wie viele meiner linken Freunde den Zusammenbruch des Sozialismus knapp zur Kenntnis nahmen und so taten, als sei nichts geschehen und sie hätten die geschichtsphilosophische Weisheit weiterhin mit Löffeln gegessen. Anstatt aus dem Fenster zu springen oder ihre salonbolschewistischen Ansichten zu revidieren, verkündeten sie zombiehaft ihr Mantra, dass der Kapitalismus das Grundübel und zum Sterben verurteilt sei. Für mich war das eine völlig neue Situation: Als linker Intellektueller hatte ich bislang immer auf der letztlich siegreichen Seite der Geschichte gestanden, und nun war ich plötzlich im Lager der Ewiggestrigen gelandet, die unter dem Vorwand der Wiedervereinigung ein Viertes Reich anstrebten und dem »DM-Nationalismus« anhängen, so Habermas in der *Zeit* über den *Merkur*.

In jenen neunziger Jahren wurde der *Merkur*, bis dato eine Art Doyen der deutschen Kulturzeitschriften – »anspruchsvoll, geistreich, weltoffen, überparteilich-liberal« (1990), »Central Europe's best literary monthly«, »die bedeutendste westdeutsche Zeitschrift«, »Transmissionsriemen zwischen der Universität und der Intelligenz«, »beste deutsche Kulturzeitschrift« (1995), »führende deutsche Kulturzeitschrift«, »geistige Essenz der Bundesrepublik«, »Zentralorgan deutscher Intellektualität« (2000), »Zentralorgan für den kritischen Geist«, »Zentrum der liberalen Intelligenz«, »feinste aller deutschen Intellektuellen-Zeitschriften«, »Deutschlands führende Kulturzeitschrift«, »renommierteste deutschsprachige Kulturzeitschrift«, »intellektuelle Avantgarde«, »Korrektiv der Tagespresse« (2005), »since the war, Germany's leading journal of ideas has been *Merkur*, which can claim a record of continuous distinction arguably without equal in Europe« (2009), »verlässliches Forum für das unabhängige Denken, immun gegen die Versuchungen der Gesinnungsethik und souverän in der Korrektur aller ideologischen Moden« (2011) –, für einige Feuilletons ein politischer Gegner. Für manche gar ein Feind, wie sich nach dem 11. September 2001 herausstellen sollte. Dass Bohrer und ich die Anschläge nicht als problematischen Versuch des interkulturellen Dialogs zwischen antiimperialistischem Islamismus und dem Westen in Gestalt des großen Satans USA begreifen wollten, alarmierte das gesamte deutsche Feuilleton, und die *FAZ* titelte: »Helm ab zur Gebetsmühle: Der *Merkur* macht mobil«.

Den Höhepunkt der Animositäten markierte unser Doppelheft *Kapitalismus oder Barbarei?*, mit dem wir 2003 den antikapitalistischen Grundtenor

in weiten Teilen der deutschen Öffentlichkeit wie der Presse thematisieren wollten. Schon der Titel, immerhin mit Fragezeichen, wurde geradezu als Blasphemie betrachtet, denn die Kapitalismuskritiker des Herzens, die so zahlreich in den deutschen Zeitungen vertreten sind – es soll mittlerweile sogar eine »Antikapitalistische Plattform in der FAZ« geben –, halten immer noch den Spruch Rosa Luxemburgs »Sozialismus oder Barbarei« (ohne Fragezeichen) für richtig oder wünschenswert. An einem »schonungslosen Projekt der Selbstaufklärung«, das die *Frankfurter Rundschau* immerhin dem *Merkur* attestierte, war die linke Intelligenz nicht interessiert. Ihr Antikapitalismus brauchte keine Kritik der politischen Ökonomie, denn er basierte auf uralten religiösen Wurzeln: dem Hass auf den Mammon.

Das Gute an diesen Kontroversen und neuen Gegnerschaften war, dass der *Merkur* seinem Anspruch, keiner Ideologie und keinem Milieu verpflichtet zu sein, nun noch besser nachkommen konnte. Es waren nicht zuletzt die Aufsätze von Siegfried Kohlhammer, die sich ausführlich und faktenreich mit den Lebenslügen unserer linksliberalen Öffentlichkeit auseinandersetzten, mit ihrem Schuldstolz, ihrer Verharmlosung des Islamismus, ihrer Amerikaverachtung und ihrem moralisierenden Antikapitalismus, über den Marx nur gelacht hätte. Es war in dieser kämpferischen Stimmung, in der das Wort »Gutmensch« geprägt wurde, und als aufschlussreiche Anekdote soll die Geschichte hier erzählt werden.

In einer kleinen Serie über »Provinzialismus« hatte es sich Bohrer Anfang der neunziger Jahre mit fast allen moralisch hochstehenden Deutschen verdorben, und auf die teils wütenden Gegenattacken hatte er im Januarheft 1992 (Nr. 514) geantwortet und die »westdeutsche Schaumsprachigkeit« kritisiert: »Vielleicht wäre es am besten, der *Merkur* lege in Zukunft ein kleines ›Wörterbuch des Gutmenschen‹ an. Dahinein gehörten ›die Mauer im Kopf niederreißen‹ oder ›Streitkultur‹ oder ›eigensinnig‹ oder ›Querdenker‹.« Im Manuskript hatte Bohrer »Wörterbuch des guten Menschen« geschrieben, ich aber fand, der Neologismus »Gutmensch« klinge treffender, polemischer, und Bohrer hatte mir letztlich zugestimmt. Streng genommen war also ich der Erfinder dieses Wortes, das dann eine so unglaubliche Karriere machen sollte, aber es geht hier weniger um Copyrightfragen als darum, dass mit dem Wort »Gutmensch« tatsächlich eine bestimmte Mentalität ausgestellt wird, die in Deutschland, aber nicht nur dort, endemisch geworden ist in einem grün-linken Milieu, das gerne öffentlich seine moralische Überlegenheit als Selbstfeier zelebriert. Gemeint ist ein Pharisäertum, das sanfte Technologien fordert, aber Windkraftanlagen selbstverständlich nicht vor der eigenen Haustür haben möchte, das die »Festung Europa« geißelt, aber schnell zum Wutbürger mutiert, sollten in der Nachbarschaft Asylantenunterkünfte gebaut werden. Dieses »Gutmenschentum« mit seiner verlogenen Fernstenliebe und ausgeprägten Nächstenliebe in Bezug auf sich selbst ist in der Tat seit zwanzig Jahren Gegenstand der kritischen Aufmerksamkeit dieser Zeitschrift, auch wenn das Wort »Gutmensch« so gut wie nie im *Merkur* Verwendung fand, was damit zusammenhängt, dass es bedauerlicherweise von zu vielen Idioten benutzt wird.

Am Ende dieser Reise durch dreißig Jahre *Merkur*-Geschichte darf man mit Brechts lesendem Arbeiter fragen: Hatten sie nicht wenigstens einen Koch bei sich? Doch, sogar eine Kochmann, Heidrun Kochmann nämlich, die bis 1998, dem Umzug der Redaktion von München nach Berlin, dem Sekretariat vorstand. Ihre Nachfolgerin Ina Andrae hat neben der traditionellen, auf Papier und Leitz-Ordnern basierenden Büroarbeit den Aufbruch des *Merkur* ins elektronische Zeitalter mitgestaltet, und durch unsere Homepage ist es uns gelungen, so vielen jungen Leuten von der Existenz des *Merkur* Kenntnis zu geben wie nie zuvor. Und wenn diese klugen Netzmenschen dann vielleicht doch einmal ein bisschen Geld verdienen, werden sie womöglich die Zeitschrift sogar abonnieren, und sei es in der Online-Ausgabe. Und schließlich ist der kaum zu überschätzende Anteil an der formalen Qualität des *Merkur* zu erwähnen, den Gitta Ries als Herstellerin und Lektorin geleistet hat. Ihre Fähigkeit, schiefe Formulierungen, grammatikalische Fehltritte, Druck- und Sachfehler zu entdecken, die der in dieser Hinsicht durchaus ehrgeizige Herausgeber auch bei zweiter und dritter Lektüre übersehen hatte, war objektiv eine Demütigung und als solche nur zu ertragen, wenn man Gitta Ries zur besten und rechthaberischsten Korrekturleserin aller Zeiten erklärte. Die reibungslose Zusammenarbeit zwischen der Redaktion und dem Verlag verdanken wir Thomas Kleffner, der wie wir den *Merkur* als Projekt verstanden und ihn unterstützt hat, wo er konnte.

Dass es den *Merkur* immer noch gibt, ist jedoch nicht nur dem Genie seiner Herausgeber und den Mitarbeitern zu verdanken, sondern auch dem Verlag Klett-Cotta. Seit 1968 trägt er die Defizite, die der *Merkur* Jahr für Jahr zuverlässig produziert. Das sind keine Unsummen, aber auch einige zehntausend Euro müssen erst einmal verdient werden, bevor man sie mäzenatisch einem guten Zweck zuführen kann. Im Jahr 1978 wurde die zehnjährige Gastfreundschaft des Verlags institutionell verankert in der Ernst H. Klett Stiftung Merkur, die der Existenz der Zeitschrift nun auch juristisch ein Fundament gibt. Der *Merkur* ist keine Verlagszeitschrift, die Herausgeber sind keine Angestellten, sondern frei in allen ihren redaktionellen Entscheidungen. Dass der Verlag Klett-Cotta auch niemals versucht hat, über das Kuratorium der Stiftung Einfluss zu nehmen, und sei es atmosphärisch, soll hier bezeugt werden. Für die Noblesse im Umgang miteinander steht eine Person, ohne deren stetes, hochherziges Engagement der *Merkur* nicht zu denken ist: Michael Klett.

Der neue Herausgeber ist von den alten vorgeschlagen worden, was eigentlich nicht ihres Amtes war. Christian Demand möge dieses Vertrauen, diese geballte Sympathie seiner Vorgänger als gutes Omen verstehen und mutig das kleine Schiff weitersegeln, am besten hart am Wind.